



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Thomas, Robert: Unter Kunden, komödianten und wilden Tieren :
Lebenserinnerungen : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auf des Berges Gipfel.“ Erst als reifer Mann und nach einem Kampfe, der einem jeden Bewunderung abzwängen muß, hielt er die Wunderlampe in seiner Hand und lernte ihren rechten Gebrauch, und deswegen ist es an H. C. Andersen nicht das am wenigsten Große, daß er zu allen Zeiten als Typus der bewußten, unbeugsamen Energie dastehn wird.

Es ist ein Glück für ein Volk, religiös erzogen zu sein, und es ist ein Glück, historisch erzogen zu sein, es ist aber auch ein Glück, poetisch erzogen zu sein, schon früh dazu erzogen zu sein, Sinn für die ewige Herrlichkeit der Poesie zu haben. Und ist das dänische Volk von Kindesbeinen an gewöhnt, ein Ohr für den Klang der Dichtung und ein Auge für ihre Bilder zu haben, so ist dieses Verdienst mehr als jedem andern Andersen zuzuschreiben. Er ist der erste Dichter, dessen Bekanntschaft ein dänisches Kind macht:

Die Lampe brennt, die Mutter näht,
Der Vater liest Märchen uns' vor noch spät,
Prinz und Prinzesschen sehn wir auf Zehn
Reise über den Teppich gehn.
Die Zwerge kobolzen, die Elfen tanzen,
Und Zinnsoldat stramm steht mit Gewehr und Ranzen.

Johann Krohn

Wer von uns hat nicht aus den Zeiten der Kindheit die Erinnerung an die Feierstunden bewahrt, wo das Buch hervorgeholt wurde, und die ganze Wunderwelt des Märchens aus seinen Blättern aufstieg! Und welche Wonne ist es nicht für den Ältern, nur in seinem reichen Bilderschatz zu blättern und sich bei jeder einzelnen Zeile in das verlorne Zauberland des Märchens zurückversetzen zu können! Das ist eine Wonne, die mit der der Äsen verwandt ist, wo sie in dem betauten Gras die goldnen Würfel fanden, mit denen sie am Morgen der Zeiten gespielt haben.

Ehre dem Dichter, dessen Werke ein Volk aus der Kindheit durch das ganze Leben zu geleiten vermögen!



Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)



Die Musiker reisten nun nach Hause in die Pfalz, und wir veranstalteten keine Vorstellungen mehr. Wir beschäftigten uns während der schlechten Jahreszeit mit dem Reparieren und dem Erneuern des Anstrichs, schlachteten wöchentlich zwei bis drei Pferde und hatten eine Zeit lang unter der ungewöhnlich großen Kälte, die bis zu fünfundzwanzig Grad stieg, zu leiden. In der Remise war anfangs kein Ofen, und das Fleisch mußte, bevor es verfüttert wurde, aufgetaut werden. In der Mittagstunde wurde in aller Eile gereinigt, gefüttert und getränkt, reichlich Stroh gestreut, und dann wurden alle Wagen wieder sorgfältig geschlossen. Als die Kälte länger andauerte, liehen wir uns einen Ofen, mit dem wir die Temperatur

in der Remise wenigstens einigermaßen erträglich machten. Ganz besonders litten die Affen unter der Kälte.

Mit dem Beginn der bessern Jahreszeit gab es für uns sehr viel Arbeit. Unsere Bude wurde um sechs Meter verlängert, und wir mußten von früh bis spät zimmern und anstreichen. Auch der Packwagen wurde umgebaut, sodaß während des Transports die Heufresser darin untergebracht werden konnten. Endlich wurden zwei neue Packwagen angeschafft. Nach dieser Vorbereitung gingen wir daran, unser Winterquartier zu verlassen, räumten die Remise aus, schafften unter großen Schwierigkeiten die Wagen nach dem Mehrgertor und bauten dort unsere Bude wieder auf. Die Musiker kamen aus ihrer Heimat zurück und gaben noch an demselben Abend in einer Wirtshaus ein Konzert, wozu sich die Prinzipaltn, der Direktor und sämtliche Angestellte einstellten, und wo wir einige vergnügte Stunden verbrachten. Am nächsten Tage, dem Sonnabend vor Ostern, wurde eine Probe veranstaltet, der nur einige Zeitungsreporter bewohnten. Zuerst spielten die Musiker die bei den Dressurnummern gebräuchlichen Stücke, ohne daß die Tiere dabei arbeiteten, dann wurden die Dressurnummern mit Musik geprobt, und es stellte sich dabei heraus, daß die Tiere trotz ihren vier Monate langen Ferien nichts verlernt hatten. Wir waren alle froh, wieder hinauszukommen, am meisten wohl unsere Prinzipaltn, der das Winterquartier etwa 20000 Mark gekostet hatte.

Inzwischen hatte sich meine Position gefestigt, mein Gehalt war erhöht worden, und als wir in Neudorf nach Saarbrücken verluden, erhielt ich den Auftrag, den Elefanten, dessen Transport mit der Bahn neunzig Mark gekostet haben würde, zu Fuß nach Saarbrücken zu bringen. In der Nacht vor der Abreise schlief ich bei dem Elefanten in der Remise auf Stroh, ließ mich Morgens um vier Uhr wecken und ging mit meinem Schutzbefohlenen sowie den beiden Ulmer Doggen durch das Steintor auf Schiltighelm zu. Als ich dort anlangte, war es gerade Zeit zum ersten Frühstück. Ich versorgte den Elefanten mit Heu, Brot und Wasser und trank selbst auf einer Bank im Freien den Kaffee. Dann ging es weiter; überall, wo ich mit dem Tier erschien, entstand ein großer Auflauf, und das brachte mich auf den Gedanken, die Künste des Elefanten geschäftlich auszunutzen. Wenn sich ein genügend großes Publikum um uns versammelt hatte, hielt ich eine kleine Ansprache und hob besonders hervor, daß der Elefant imstande sei, mit seinem Rüssel Münzen — sogar die kleinen Zwanzigpfennigstücke, die damals noch kursierten — vom Boden aufzuheben. Die Leute kamen dieser Aufforderung bereitwillig nach, und der Elefant steckte die Münzen ebenso bereitwillig in meine Tasche. Als es Abend wurde, sagte ich mir, daß ich mich jetzt nach einem Nachtquartier umsehen müsse. In dem Orte, wo ich mich gerade befand, waren drei Gasthäuser; in den beiden ersten wies man mich, sobald man den Elefanten sah, mit der Ausflucht ab, man habe alles besetzt. Ebenso wollte man in dem dritten Gasthause mit mir verfahren, aber es gelang mir, den Wirt unter dem Hinweis auf meine Müdigkeit und auf die Gutmütigkeit des Tieres zu bewegen, mir ein Nachtquartier im Stalle anzuweisen. Am andern Morgen um vier Uhr wanderte ich weiter und verfehlte nie, den mir mit Pferden entgegenkommenden aus weiter Entfernung zuzurufen, sie möchten absteigen und die Pferde am Kopfe halten. Da die Leute das niemals taten, wurden die Pferde regelmäßig, sobald sie sich dem Elefanten näherten, scheu, und ich hörte noch in weiter Ferne das Fluchen der Fuhrleute und der Rutscher. Auch einer alten Frau, die eine mit einer Kuh bespannte Mistfuhre begleitete, gab ich den guten Rat, sich an den Kopf der Kuh zu stellen, aber auch sie schlug diesen Rat in den Wind und mußte nun sehen, wie die Kuh wild wurde und die Mistfuhre in den Chausseegraben warf. Ich hätte der alten Frau gern geholfen, konnte den Elefanten aber nicht verlassen und mußte meines Wegs weiter ziehn. Unterwegs setzte ich die Vorstellungen mit dem Tiere fort und hatte mich in einem größern Ort schon an fünf Stellen produziert, als gerade in dem Augenblicke, wo ich mir vor einer Wirtshaus am Ausgange des Dorfes ein Glas Bier

geben ließ, der Polizeidiener erschien, der mich fragte, was ich hier mache. Ich erwiderte trocken, daß ich ein Glas Bier trinke. Er ermahnte mich, keine Vorstellungen mit dem Elefanten zu geben, die Straße nicht zu versperren und dafür zu sorgen, daß das Tier kein Unheil anrichte. Ich beruhigte ihn und verließ das Dorf, wobei ich aber bemerkte, daß mich der Polizeidiener noch eine ganze Weile im Auge behielt.

Im nächsten Dorfe wollte ich zu Mittag essen und fragte die Wirtin des dortigen Gasthauses, deren Mann gerade abwesend war, wo ich den Elefanten einstellen könnte. Sie öffnete mir die Tür zur Scheune, und ich führte das Tier hinein. Ich gebrauchte dabei die Vorsicht, es anzulegen und zum Überschuß noch einen Jungen als Wache dabei aufzustellen, der mich rufen sollte, wenn der Elefant etwa Dummheiten mache. Kurze Zeit darauf kam der Junge in die Gaststube gerannt und sagte, der Elefant habe sich einen Sack Kleie genommen. Ich ging in die Scheune, nahm dem Tiere den schon geöffneten Sack ab, strafte es mit der Peitsche und kehrte zu meiner Mahlzeit zurück. Da kam plötzlich der Wirt herein und schimpfte gewaltig, daß ich den Elefanten in die Scheune gestellt hätte, wozu mir doch sicher niemand die Erlaubnis gegeben habe. Ich sagte ihm, daß mir seine Frau die Tür geöffnet hätte, und daß ich für den Schaden, den der Elefant an dem Kleiesack angerichtet habe, aufkommen würde. Als ich meine Zechen beglich, berechnete mir der liebenswürdige Wirt die paar Hände voll Kleie, die der Elefant gefressen hatte, mit einer Mark und fünfzig Pfennigen.

Am dritten Tage Morgens gegen neun Uhr hatte ich eine Landstraße zu passieren, an deren Seite ein hoher Bahndamm entlang führte. Als ich diesen Bahndamm sah, stieg schon eine böse Ahnung in mir auf, es würde vermutlich ein Zug kommen, und wirklich dauerte es nicht lange, so rasselte schon in der Ferne ein solches Ungeheuer heran. Ich legte sofort den Haken hinter das Ohr meines Schutzbefohlenen, der denn auch bald den Zug bemerkte, beide Ohren nach vorn streckte und gewaltig trompetete. Der Zug kam näher und näher, und der Elefant setzte sich in Galopp. Ich wußte, daß ich den Haken nicht loslassen durfte, da ich sonst die Herrschaft über das Tier verloren hätte, und ließ mich deshalb mit fortreißen. Der Elefant lief so schnell, daß ich zeitweise kaum den Boden unter den Füßen spürte, und erst, als wir die Unterführung des Bahndammes passiert hatten, gelang es mir, das Tier zu beruhigen. Ich gab ihm ein Stück Brot und untersuchte die Stelle hinter dem Ohr, wo ich den Haken eingeklebt gehabt hatte. Zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß hier eine Wunde von der Größe eines Daumens war, die stark blutete. Nun war guter Rat teuer, aber ich wußte mir auch jetzt wieder zu helfen, ließ mir im nächsten Dorfe bei einem Metzger für fünf Pfennige Schweinefett geben und salbte die Wunde damit ein.

Erst am vierten Tage gegen halb elf Uhr Vormittags langte ich ohne weitere Fährnisse in Saarbrücken an, wo man schon eifrig mit dem Aufbauen der Menagerie beschäftigt war. Wir blieben dort acht Tage und reisten dann weiter zur Messe nach Metz. Von dort ging es weiter über Karlsruhe, Mannheim und Worms nach Frankfurt a. M. Da wir dort in unmittelbarer Nähe von Häusern standen, blieb es nicht aus, daß sich die Einwohner über das nächtliche Gebrüll der Löwen beschwerten, weshalb denn einer von uns Nachts bei den Tieren wachen und jeden Brüllversuch mit Hilfe einer Peitsche im Keime ersticken mußte.

Am letzten Sonntag begannen wir mit den Vorbereitungen zum Abbruch, beseitigten die Dekorationen an der Bühne und einzelne Panneaus der Hinterwand. Bei der Sechsuhrvorstellung hatte sich der Angestellte, der sonst bei der Schlangensapotheose das Rotfeuer abbrennen mußte, entfernt, und ich erhielt den Auftrag, statt seiner den Beleuchtungseffekt vorzubereiten, was ich noch niemals getan hatte. Madame stand mit vier Schlangen auf der Bühne, und ich mußte mich nun beeilen, das Präparat auf eine Pfanne zu schütten und anzuzünden, dabei fragte mich der Wärter Michel in seinem Pfälzer Dialekt: „Ei, hascht ah schwarzes

drauf?" und teilte mir mit, als ich dies verneinte, ich müsse auch von dem schwarzen Pulver aus der zweiten Büchse darauf schütten. Das tat ich, nahm aber eine zu große Portion und ließ die beiden Büchsen offen stehn. Als ich nun ein Streichholz anbrannte, erfolgte die Entzündung so gründlich, daß nicht nur der Inhalt der Pfanne sondern auch der der beiden Büchsen mit einem starken Knall in Flammen aufging, worauf die Madame mit dem Rufe Du feu! die Schlangen von sich warf und in den Wohnwagen flüchtete. Ich hatte zum Glück die Geistesgegenwart, die brennenden Büchsen mit dem Fuße durch die geöffnete Hinterwand ins Freie zu befördern, sodaß wir als einzigen Brandschaden den Verlust meiner linken Schnurrbarthälfte zu beklagen hatten. Nachher erschien natürlich ein Schutzmann, der sich den Zwischenfall genau erzählen ließ und gewissenhaft verbuchte. Das Feuerwerk hatte uns etwa zwanzig Mark gekostet, wurde mir aber nicht angerechnet, da sich Madame und der Direktor nachträglich über mein Mißgeschick amüsierten. Von den Schlangen fanden wir drei sofort wieder, die vierte aber war eine ganze Weile nicht zu entdecken, bis einer der Angestellten, ein Rekommandeur, der früher Buchbinder gewesen war, sie unter dem Wohnwagen fand, wo sie sich um die Achse verschlungen hatte. Nach der Ahtuhrvorstellung brachen wir dann ab und fuhren zum Volksfeste nach Nürnberg.

Hier feierten wir am 4. September den Namenstag der Madame, indem wir ihr ein Album überreichten, das unser Zimmermann, der Holländer Joseph, gekauft, mit einem handschriftlichen Glückwunsch versehen und jedem von uns zum Unterzeichnen vorgelegt hatte. Madame zeigte sich über diese Aufmerksamkeit sehr erfreut, und bald darauf erschien der Direktor mit einem Pappkarton, der mit seltenen goldnen und silbernen Münzen gefüllt war, die uns Kouma Hawa zur Erinnerung an den Tag überreichen ließ. Die Münzen waren auf der Reversseite abgeschliffen, trugen in zierlicher Gravirung die Aufschrift Souvenir 4 septembre 1893 und in der Mitte das Monogramm N. H. und waren mit einem Henkel versehen, sodaß wir sie gleichsam als einen Hausorden unsrer Prinzipalin am Bande tragen konnten.

In München trafen wir zum Oktoberfest ein. Dort hatten wir große Konkurrenz, da auch Ehlbeck dort war, der die Menagerie seines Schwagers Sonntag noch zu seiner eignen hinzugefügt hatte und nun über eine 110 Meter lange Bude verfügte. Ehlbeck hatte zwei Elefanten, einen kleinen und einen großen. Der erste gehörte mit zu der Menagerie, den großen dagegen sandte er mit einem Wärter allein auf Reisen, hatte ihn aber jetzt nach München kommen lassen, um das Tier als Zugstück für sein Unternehmen an die Kasse zu stellen. Während des Aufbaus stand der Elefant, mit einem Hinterfuß an einen Pfahl angekettert, mitten auf der Wiese und war dort von einer großen Menge Publikum umlagert, das das Tier anfangs anstaunte, dann aber zum Scherze mit Rasenstücken warf. Der Elefant ließ sich diese Späße auch eine Zeit lang ruhig gefallen, dann trat er mit einem Vorderfuß auf seine Kette, setzte den gewaltigen Stoßzahn darunter und hob so den Pfahl heraus, der etwa 25 Zentimeter im Durchmesser haben mochte und über einen Meter tief in der Erde stat. Als ich dies bemerkte, holte ich den Wärter namens Bauer herbei, der den Pfahl wieder in die Erde schlug und dafür sorgte, daß der Elefant nicht mehr vom Publikum beunruhigt wurde. Während des Oktoberfestes hatte die Ehlbedsche Menagerie besonders in den Morgenstunden großen Zuspruch von den Schulen, denen ein billiger Eintrittspreis eingeräumt worden war. Wir dagegen nahmen unsre vollen Preise und verwandten besondre Mühe auf die Rekommandation, wobei sich drei von uns, der Direktor, der Rekommandeur und ich abwechselten. Wenn ich hinausstrat, nahm ich gewöhnlich irgendein Tier mit, zuerst einen jungen Löwen und später den Elefanten, der die fünf Stufen zur Kasse hinaufsteigen und dort auf dem beschränkten Raume seine Künste zeigen mußte. Zufälligerweise hatte ich bemerkt, daß August Schichtl, dieser große Meister in der Kunst, das Publikum anzulocken, hier in München ein ganz

eigentümliches Verfahren einschlug. Er behandelte das Publikum, besonders die zahlreich erschienenen Bauern aus der Umgegend, mit unglaublicher Grobheit und erreichte damit, daß sich die Zuschauer geschmeichelt fühlten und seine Bude geradezu stürmten. Ich sagte mir, daß ich mit diesem seltsamen Mittel auch Erfolge erreichen könnte, und begann nun auch meinerseits die Bauern gehörig abzukanzeln. Ich ließ den Elefanten sich legen, legte mich auf seine Schultern und streckte die Beine über seinem Kopfe weg. Dabei sagte ich: „Da schauts her, ihr Saurammel, ihr gescherten Kaffern, so a Kanapee müßt ihr euch abschaffe, da liegt sichs schee druff.“ Die Bauern, die bisher bloß gegafft hatten, stürzten sich nun, nachdem ich sie so begrüßt hatte, die Stufen zur Kasse herauf und füllten in kurzer Zeit die Bude. Madame, die an der Kasse saß und sich diesen plötzlichen Erfolg meiner Rekommandation nicht erklären konnte, erkundigte sich beim Direktor danach, was ich gesagt hätte, und lachte Tränen, als ihr dieser meine Worte übersetzte.

Wir wußten seit einiger Zeit, daß die Löwin Cora tragend war, und ich schlug deshalb mein Bett auf dem ersten Platz in unmittelbarer Nähe ihres Käfigs auf, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn das freudige Ereignis eintreten würde. Eines Morgens gegen vier Uhr hörte ich denn auch ein eigentümliches Quietschen, sprang aus dem Bett, zündete das Gas an und sah zu meiner größten Freude, daß schon ein Junge da war. Ich steckte die Hände in den Käfig, worauf die Löwin herankam und mich beleckte. Um fünf Uhr nahm ich eine Kanne, verließ die Menagerie und eilte in die Stadt, um zu sehen, ob ich nicht irgendwo frische Milch bekommen könnte. Ich traf einen Milchmann, ließ mir zwei Liter von der besten Milch geben, die ich aus meiner eignen Tasche bezahlte, eilte zu meiner Cora zurück, goß die Milch in die Pfanne und sah, wie das Tier sie begierig leckte. Inzwischen waren noch zwei weitere Junge angekommen, die ebenso gesund waren wie das erste. Dieses Ereignis nutzten wir zur Reklame für unser Geschäft aus, indem wir sechssteilige Plakate ankleben ließen, worauf auf die neugeborenen Löwen hingewiesen und zum Besuch der Menagerie eingeladen wurde. Nun galt es, die Löwin mit ihren drei Jungen in einen andern Käfig umzusetzen, da der Eisbär, wenn er zur Dressur in den Zentralkäfig ging, den Löwenkäfig passieren mußte. Zu diesem Zwecke ließen wir sie zunächst in den benachbarten Käfig des Löwen Sultan gehn, nahmen dann die Jungen weg und lockten sie mit Hilfe eines ausgestopften neugeborenen Löwen, der sonst als Dekorationsstück auf der Bühne stand, in den Umfaskäfig. Als sie glücklich in dem für sie bestimmten Käfig war, wo sie ihre Jungen wieder fand, stellte es sich heraus, daß sie den Wärter Michel, der sie nun zu versorgen hatte, nicht zum Reinigen an den Käfig herantreten lassen wollte. Michel kam deshalb zu mir und bat mich, das Reinigen zu übernehmen, da er mit dem Tiere nicht fertig würde. Ich erklärte mich hierzu bereit, machte aber zur Bedingung, daß der Käfig durch ein Panneau geschlossen würde. Das geschah denn auch, und die Besucher, die jetzt zahlreich eintrafen und nach den jungen Löwen fragten, mußten sich an mich wenden, wenn sie die Tiere sehen wollten. Ich hob dann mit der linken Hand das Panneau empor, langte mit der rechten durch die Gitterstäbe, ergriff einen der jungen Löwen und hielt ihn empor, wobei mir Cora die Hand leckte. Das Publikum war von diesem Schauspiel ganz begeistert und kargte nicht mit seiner Anerkennung in barer Münze, sodaß ich jeden Tag ein sehr ansehnliches Trinkgeld machte. Damit war Madame, die von meiner Einnahmequelle durch den neidischen Michel Kenntnis erhalten haben mochte, nicht einverstanden, und als gerade wieder viel Publikum in der Menagerie war, die jungen Löwen besichtigte und dann nach dem Portemonnaie griff, kam sie von der Kasse und sagte sehr bestimmt: „Kost nix, kost nix!“ Ich wollte mir aber meinen wohlverdienten Lohn nicht entgehn lassen, stieg deshalb über die Barriere des ersten Platzes, stellte mich so, daß ich Madame ins Gesicht sah, und hielt die Hände geöffnet auf den Rücken, worauf mir die Besucher, die für diese Geste volles Verständnis zeigten, das Geld von hinten in die Hand drückten.

Während des Oktoberfestes hatten wir viermal Besuch vom Prinzregenten, der in Begleitung einiger Hofkavaliere kam und ganz ungeniert den Vorstellungen beiwohnte. Trotzdem gab es in der Menagerte bei seinem Erscheinen eine kleine Aufregung, da in aller Eile eine Anzahl Stühle vor dem Zentralkaffig in Halbbogenform aufgestellt werden mußte.

Als das Oktoberfest zu Ende war, brachen wir ab und verluden nach St. Gallen. Am vorletzten Tage unsers dortigen Aufenthalts bekam ich Meinungsverschiedenheiten mit dem Direktor, weil ein anderer Angestellter Gegenstände in die Fleischkammer hineingestellt hatte, die nicht hinein gehörten, worüber ich aufgebracht worden war. Ich trat deshalb sofort aus und machte am demselben Nachmittag in einer Wirtschaft die Bekanntschaft von mehreren zweifelhaften Subjekten, die mir ihren Reden und ihrem Gebaren nach schon gleich nicht recht gefielen. Am nächsten Tage erwirkte ich mir von den Leuten vom Theater Weißenbach die Erlaubnis, meinen Koffer zur Weiterbeförderung nach Norschach auf ihren Holzwagen stellen zu dürfen. Als sich die Wagen in Bewegung setzten, ging ich zu Fuß mit und langte gegen Abend in Norschach an. Dort sah ich mich auf dem Marktplatz um, der unmittelbar am Bodensee liegt, und wurde von einem Schnellphotographen gefragt, ob ich Lust zu arbeiten hätte, er könne mir Arbeit geben. Ich erklärte mich bereit, bei ihm einzutreten, half auch sogleich beim Aufbauen seiner Bude und machte am nächsten Sonntag bei ihm den Rekommandeur. Das Geschäft ging anfangs ganz gut, und ich erhielt an diesem Sonntag acht Franken. Am Donnerstag, Freitag und Sonnabend mußte die Bude jedoch geschlossen bleiben. Um aber an diesen Tagen nicht untätig zu sein, öffnete ich an einer Seite ein wenig die Leinwand, setzte mich auf einem Stuhle davor und lockte die Vorübergehenden heimlich hinein, wo sie dann ebenso heimlich photographiert wurden. Als ich dort saß, erschien plötzlich einer von den Kerlen, mit denen ich in St. Gallen zusammen gewesen war, er kam auf mich zu, begrüßte mich und renommierte mit seinem Gelde, dabei griff er in die Tasche und brachte eine Handvoll Fünffrankensstücke zum Vorschein. Er lud mich ein, mit ihm zusammen einen Liter „Susser“ zu trinken. Obgleich mir der Mensch unangenehm war, ging ich doch mit und traf in der Wirtschaft, wohin er mich führte, seine Kameraden. Wir tranken eine Weile zusammen, dann machte ich aber, daß ich wieder zu meinem Photographen kam, da mir die Gesellschaft immer verdächtiger erschien. Ein paar Stunden darauf verbreitete sich denn auch das Gerücht, daß die Gesellschaft am Tage vorher auf der Straße zwischen St. Gallen und Gossau einen Bauern, der ein paar Kühe verkauft hatte, erschlagen und seiner Barschaft beraubt habe. Ob die Räuber ergriffen worden sind, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, jedenfalls aber habe ich mich darüber geärgert, daß ich nicht in die Lage gekommen war, sie dingfest machen zu lassen.

Am nächsten Tage, als ich wieder vor der Bude saß, kam eine festlich geschmückte Bauerngesellschaft mit zwei Brautpaaren. Ich redete diese Doppelhochzeitsgesellschaft an, und es gelang mir auch, sie mit Hilfe meines täuschend imitierten Schweizer Dialekts in die Bude zu locken. Dort ergab sich nun eine große Schwierigkeit, die Gesellschaft so zu placieren, daß sie vollzählig auf die sehr kleine Platte ging. Wir setzten das älteste Brautpaar auf unsre beiden einzigen Stühle, stellten das zweite dahinter, ließen auf jeder Seite je einen der Hochzeitsgäste auf einem Plattenstüchchen Platz nehmen und gruppierten die übrigen im Halbkreise darum. Zu diesem Arrangement war ein großer Aufwand von Worten nötig. Als zwei Bilder fertig waren, zeigte der Photograph sie den Bauern, die sich aber nicht zu seiner Ansicht bekennen konnten, daß die Aufnahme vorzüglich gelungen sei. Sie fingen vielmehr an zu schimpfen, bedienten sich sogar des in der Schweiz sehr beliebten Schimpfwortes „du Raib“ und weigerten sich, die Bilder zu bezahlen. Darüber wurde mein Prinzipal fuchswild, und ich hatte große Mühe, ihn zu beruhigen, weil ich fürchtete, daß die Polizei von unserm unerlaubten Geschäftsbetriebe Kenntnis erhalten könnte.

Am letzten Sonntag machten wir noch ein leidlich gutes Geschäft, brachen dann am Montag ab und luden die ganze Einrichtung, die samt dem Bett des Prinzipals nicht mehr als dreizehn Zentner wog, auf einen Einspänner, der sie nach Arbon brachte. Ich hatte inzwischen die Adresse meines ehemaligen Prinzipals Christian Berg erfahren und schrieb einen Brief an ihn, um ihm meine Dienste anzubieten.

Von Arbon fuhren wir auf der Achse nach Wyl, wo jedoch nicht viel zu holen war. Als der Markt dort zu Ende war, teilte mir der Photograph mit, er müsse verreisen, ich solle die Bude abbrehen, einen Fuhrmann suchen und das Geschäft zusammen mit dem von Karl Bader auf die Bahn verladen. Er gab mir zugleich fünf Franken, womit ich den Fuhrmann bezahlen und meine eignen Speisen bestreiten sollte. Ich kam seinen Anweisungen nach, merkte aber bald, daß ich mit dem Gelde nicht weit käme, und fragte deshalb Bader, ob er mir etwas vorschließen könnte. Da rückte dieser sofort fünf Franken heraus und sagte, mein Prinzipal habe offenbar schon vorausgesehen, daß ich mehr Geld brauche, und ihm deshalb fünf Franken gegeben, die er mir, wenn ich mit der kleinen Barschaft zu Ende sei, auszuhändigen solle. Während wir verladen, kam der Telegraphenbote und brachte mir ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort von Christian Berg, worin er anfragte, ob ich sofort nach Oberdorf in Bayern kommen könne. Ich telegraphierte zurück: Bitte Reisegeld nach Gossau. Als ich dort am andern Morgen mit dem Wagen auf dem Plaze stand, kam der Photograph von seiner Reise zurück und teilte mir sehr vergnügt mit, er habe ein neues Geschäft erworben, mit dem er hier auf dem Markte Geld zu machen hoffe. Es sei eine Fußkünstlerin, die er in irgendeiner Restauration zeigen wolle. Nun galt es, ein Lokal ausfindig zu machen, das sich für unsre Zwecke eignete, und dessen Wirt mit unserm Plan einverstanden war. Wir gingen deshalb in sämtliche Wirtschaften Gossaus, tranken überall ein Viertelchen Wein, bekamen aber durchweg ablehnenden Bescheid und kehrten schließlich zu der ersten Wirtschaft zurück, wo man uns halb und halb eine Zusage gemacht hatte. Mein Prinzipal trug mir auf, den Holzwagen abzuladen und alles zum Aufbau der Bude vorzubereiten, während er selbst noch einen Brief schreiben wollte. Zum Holzabladen hatte ich aber wenig Lust und zog vor, auf die Post zu gehn und dort zu fragen, ob eine Geldsendung für mich eingetroffen sei. Das war der Fall, und der Beamte zahlte mir, nachdem ich mich durch meine Papiere legitimiert hatte, das Geld aus. Dieses Geschäft hatte sich nicht so schnell abgewickelt, und während ich noch mit dem Beamten verhandelte, erschien der Photograph mit einem Einschreibebrief und war nicht wenig verwundert, mich hier, und zwar mit dem Einkassieren von Geld beschäftigt, zu sehen. Wir gingen dann zusammen weg, und unterwegs sagte mein Prinzipal, wir müßten nun schleunigst an den Aufbau der Bude gehn, da die Zeit dränge. Ich erklärte ihm ruhig, daß er auf meine Hilfe dabei nicht rechnen solle, da ich mit dem nächsten Zuge abzufahren gedächte. Ich war hier zu einer so schnellen Lösung des Arbeitsverhältnisses berechtigt, da ich an jedem Tage meinen Lohn erhielt und nicht auf eine Woche oder einen Monat engagiert war. Der Photograph war bei meiner Antwort wie vom Donner gerührt und begann, nachdem er sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, gewaltig zu schimpfen. Ich ließ mich dadurch nicht anfechten, sondern holte meinen Koffer vom Holzwagen herunter und ging damit zur Bahn.

Ich reiste über St. Gallen nach Oberdorf bei Kaufbeuren, wo ich am nächsten Morgen ankam. Ich suchte dort nach der Bergschen Menagerie und fand schließlich einen kleinen Tierwagen und einen Wohnwagen. Bei diesem klopfte ich an und erfuhr von einer Frau, daß Berg im Hotel wohne. Was sie „Hotel“ nannte, war weiter nichts als ein elendes Gasthaus, wie auch in dem kleinen Neste nicht anders zu erwarten war. Ich fragte in dem Gasthause nach Herrn Berg und ging in das Gastzimmer, wo er bald darauf erschien. Er ließ mir Kaffee bringen und teilte mir mit, daß wir nach Kaufbeuren ins Winterquartier reisen wollten,

wo er zuvor zum Markte gewesen war und seinen Packwagen und die Dube zurückgelassen hatte. Berg hatte, wie ich schon früher erwähnt habe, einen Zirkus gehabt, den er wegen des schlechten Geschäftsganges nicht weiter führen konnte und deshalb in Thüringen irgendwo liegen gelassen hatte. Die letzte Erinnerung daran war ein Scheck, der auf der Reise den leichten Wagen zog, worin Berg selber fuhr. Angestellte hatte er außer mir nicht, wohl aber eine Wirtschaftlerin mit zwei Töchtern von siebzehn und fünfzehn Jahren und einem ganz kleinen Jungen.

Der Fuhrmann brachte zwei Paar Pferde, die an den Bohnwagen und den Tierwagen gespannt wurden, dann holten wir aus dem Stalle des Gasthauses den Zebustier und banden ihn hinter den Bohnwagen an. Auf der Reise hatten wir starkes Schneewetter. In Kaufbeuren hatte Berg eine Remise im Gasthause „Zur Wies“ gemietet, in die wir zunächst den Tierwagen hineinschoben. Den Bohnwagen ließen wir in der Nähe stehn. Zu den Requisiten des Geschäfts gehörte ein runder eiserner Käfig, der ursprünglich für die Dressurnummern „Der Löwe zu Pferd“ und „Der Bär zu Pferd“ hergerichtet worden war. Dieser Käfig sollte nun viereckig gemacht werden, und zu diesem Zwecke holten wir die einzelnen Teile aus dem Packwagen, legten sie auf eine Schiene und bearbeiteten sie so lange mit schweren Hämmern, bis die gebognen Teile gerade waren. Damit hatten wir mehrere Tage zu tun, und als der Käfig fertig war, wurden die drei Löwen Romeo, Herkules und Samson nebst der Tigerdogge hineingesteckt. Berg machte mir den Vorschlag, ich sollte die Löwen dressieren, und versprach mir im Falle meiner Bereitwilligkeit einen neuen Anzug. Ich gab mir mit den Tieren große Mühe, und es stellte sich bald heraus, daß eigentlich nur Romeo dazu geeignet war, während die beiden andern immer widerseßlich blieben. Ich wollte das von mir erfundene und bei der Menagerie Rouma Hawa schon erprobte Mittel anwenden und die Löwen durch vorsichtige Behandlung mit einer Bürste zahm machen. Zu diesem Zwecke ging ich in den Käfig, kniete neben Romeo nieder und strich ihm mit der Bürste leise über den Rücken. Er ließ sich das auch ruhig gefallen, und ich setzte diese Behandlung eine Weile fort, während die beiden andern Löwen in der Ecke des Käfigs saßen und mich beobachteten. Als der eine seine Tage in meine Nähe brachte, strich ich mit meiner Bürste mehrmals darüber hin, erhielt dann aber einen blickschnell geführten Hieb, wobei ich zwar nur von einer Krallen getroffen wurde aber eine schwere Verletzung am Handgelenk davon trug. Ich ergriff die Peitsche und bestrafte das Tier, das nun in seiner Angst gewaltige Sprünge machte und sich hierbei mit den Bordertaken am obern Gitterrande des mit keiner Bedachung versehenen Käfigs festhielt. Berg, der darüber herbeigekommen war und den Vorgang beobachtete, befürchtete, der Löwe könnte das Gitter ganz erklimmen und aus dem Käfig entweichen, und rief mir deshalb zu, ich sollte ihn am Schwanz herunterziehen. Davor hütete ich mich aber, da ich die Empfindlichkeit der Löwen in dieser Hinsicht kannte, und begnügte mich damit, dem Tier einen Peitschenhieb über die Vorderpranken zu geben, worauf sich der Löwe fallen ließ und rückwärts in den Käfig stürzte. Ich verband meine Wunde, die auch bald heilte, von der ich aber später noch Unannehmlichkeiten hatte, da sie nach einer Reihe von Jahren eine Nachwirkung zeigte, die sich in Form eines Geschwürs an der Innenseite des Ellbogengelenks bemerkbar machte. Dank meiner Geduld und Ausdauer gelang es mir aber schließlich doch, den Löwen einige Tricks beizubringen, sodaß mit dem Beginn des Frühjahrs die jüngere Tochter der Haushälterin, das fünfzehnjährige Mädchen, mit den Tieren arbeiten konnte. Außerdem begann ich die Dressur des Bären, der sich gelehriger als die Löwen zeigte, und dem ich eine Anzahl Tricks beibrachte.

Während der stillen Saison trat für uns alle, besonders aber auch für die Tiere, eine knappe Zeit ein. So mußten sich die Löwen, wenn sie an zwei Tagen eine dürftige Fleischration erhalten hatten, am dritten Tage mit einer Bouillon

aus den abgenagten Knochen begnügen, die durch einen Zusatz von Reis etwas konsistenter gemacht worden war. Diese Art der Beköstigung hatte auf die Löwen jedoch keinen schlechten Einfluß, denn sie gediehen vortrefflich und wurden schließlich die größten, die ich je gesehen habe. Nach Weihnachten hatte ich mit dem Reparieren und Neuanstreichen der Bude zu tun und mußte außerdem den eisernen Käfig, den wir zu Anfang des Winterquartiers viereckig gemacht hatten, wieder rund hämmern, da ihn mein Prinzipal an den Menageriebesitzer Ehlbeck verkaufen wollte. Er diente von nun an als Schauplatz für eine neue Dressurnummer, die „Der Wüstenritt“ hieß, und wobei ein Löwe auf einem Kamel ritt, während ein Zebustier dem König der Tiere folgte. Wir bauten nun für uns selbst einen neuen Dressurkäfig, der so eingerichtet war, daß er an die Pfosten der Hinterwand unserer Bude angeschraubt werden konnte, und bei dessen Herstellung uns ein Tischler und ein Schlosser halfen.

Im Januar trat starke Kälte ein, und wir mußten darauf achten, daß der Schlangenkasten, der im Wohnwagen stand, zweimal des Tages mit einer heißen Wärmflasche versehen wurde. Zu diesem Zwecke wurde im Wagen Wasser zum Kochen gebracht und in die Flasche gefüllt. Der dabei entstehende Dampf schlug sich an den Wänden nieder und gefror, sodaß die Wände stellenweise mit dickem Reif bedeckt waren, obwohl in dem Wagen die Haushälterin mit ihren beiden Töchtern und ihrem kleinen Kinde schlief.

Kurz bevor wir von Kaufbeuren aufbrachen, erhielt ich als Futter für die Löwen aus dem Schlachthause Rindskaldaunen. Dem Löwen Romeo, den ich, da er futterneidisch war, vorher von den andern getrennt hatte, sagte diese Kost aber nicht zu, und ich entschloß mich deshalb, ihm die Kaldaunen wieder abzunehmen, um sie noch den andern Löwen zu geben. Zu diesem Zwecke zog ich sie mit dem Haken heraus und ergriff sie mit der rechten Hand. Da bekam der Löwe aber plötzlich Appetit und wollte die Kaldaunen mit der Pranke wieder hereinholen. Dabei verletzten er mir mit seinen Krallen zwei Finger so stark, daß ich den nächsten Wader konsultieren mußte, der mir die Wunde auswusch und einen Verband anlegte.

Als das Frühjahr herankam, machten wir Anstalten, unser Winterquartier zu verlassen und das Geschäft zu verladen. Da ich selbst wenig zugreifen konnte, engagierte ich zwei Handwerksburschen, die aber so langsam arbeiteten, daß wir am ersten Abend nur zwei Wagen verladen konnten und den dritten am andern Tage folgen lassen mußten. An einem Freitag früh fuhren wir nach Dietmannsried. Unterwegs hatten wir in Rempten Aufenthalt, und mein Prinzipal sandte mich in die Stadt, damit ich den Versuch mache, Pferdefleisch zu beschaffen, was mir jedoch nicht gelang. Als wir am Sonnabend früh in Dietmannsried angekommen waren, lag hoher Schnee, und wir mußten den Platz, wo wir aufbauen sollten, erst davon säubern. Dieser Platz lag hinter einem Gasthause und war so schmal, daß der Zwischenraum zwischen unserer Front und der gegenüberliegenden Scheune kaum drei Meter betrug. Ich legte das Holzwerk aus, verteilte die Schrauben und gab den beiden Handwerksburschen, die wir mitgenommen hatten, Anweisungen, wie sie die Budenteile zusammenschrauben und die Bude aufbauen sollten. Darüber wurde es finster, und die beiden arbeiteten beim Lichte unserer einzigen Laterne und kamen wieder nicht von der Stelle. Am Abend um elf ging ich in den Wohnwagen und erklärte, daß ich jetzt unbedingt etwas für die Löwen haben mußte, die vor Hunger schon ganz außer sich waren. Man gab mir Milch, ich machte die untere Klappe des Wagens auf, stellte das Wagenscheit darunter und schob die mit Milch gefüllte Pfanne hinein. Die Löwen rasten so wild in dem Käfig umher, daß ich befürchtete, der Wagen möchte in Trümmer gehn, und leckten begierig die Milch, die ich ihnen spendete. Als die Pfanne leer war, und ich sie wieder herausholen wollte, versetzte mir eins der Tiere einen Prankenhieb über die linke Hand, der mir den Mittelfinger aufriß. Ich wickelte einst-

weisen einen Lappen darum und war, als ich mich im Gasthose zum Schlafen niederlegte, durch mein doppeltes Mißgeschick und die Kälte, die mich den ganzen Tag über belästigt hatte, weil ich mich nicht warm arbeiten konnte, so herabgestimmt, daß ich ernstlich Selbstmordgedanken hegte und lebhaft bedauerte, keinen Revolver zu haben, mit dem ich dem Jammer ein Ende machen konnte. Am andern Tage ging ich zu einem Bader, der mir ein Stück Sehne aus dem Finger schnitt und mir einen Verband anlegte. Da gerade Sonntag war, mußten wir der Kirche wegen die Arbeit unterbrechen und wurden erst am Montag so weit fertig, daß wir, obwohl das Dach noch fehlte, eine Vorstellung geben konnten. Zu der Parade gab mir mein Prinzipal einen roten Manegefrack, der noch von der alten Zirkusherrlichkeit übrig geblieben war, und worin ich mich mit meinen verbundenen Händen äußerst komisch ausnahm. Die beiden Töchter der Haushälterin standen in ihren Kostümen neben mir, und ein kleiner Leierkasten, den früher der Elefant gedreht hatte, lieferte die Musik. Des ungünstigen Plazes wegen ließ sich jedoch kein Publikum sehen, und so blieb mir nichts andres übrig, als in meinem roten Frack und in Begleitung des Wunderbaren Lulu durch den Marktflecken zu pilgern, einen Tamtam zu schlagen und dabei der Bevölkerung zu verkünden, daß in der Bergschen Menagerie sogleich die Vorstellung beginne. Aber auch das hatte keinen besondern Erfolg, und die Einnahmen ließen viel zu wünschen übrig. Wir brachten mit Ach und Krach ein paar schlecht besuchte Vorstellungen zustande, und mein Anteil an dem Trinkgeld, den mir der Prinzipal zugesichert hatte, und der in dem vierten Teil bestand, machte während des ganzen Marktes alles in allem fünfzig Pfennige aus.

Als ich nach einiger Zeit — es war in Konstanz — in einer Wirtschafft den „Kometen“ las, fand ich eine Annonce von der Menagerie Rouma Hawa, worin ein Wärter gesucht wurde. Ich dachte an die Zeit zurück, die ich bei dieser Menagerie verbracht hatte, und sagte mir, es sei trotz der kleinen Differenz nicht die schlechteste meiner bisherigen Stellen gewesen. Was mir bei der Menagerie Rouma Hawa immer besonders gefallen hatte, war die Ordnung, Reinlichkeit und Pünktlichkeit, die dort überall geherrscht hatten. Auch der Umstand, daß die Angestellten dort am Montag früh um neun pünktlich ihren Lohn erhielten und nicht, wie es sonst üblich ist, monatlich oder überhaupt nicht, war mir immer sehr angenehm gewesen. Ich überlegte hin und her, setzte mich schließlich hin und schrieb nach Bern, wo sich die Menagerie gerade aufhielt, einen Brief, worin ich die Bitte aussprach, mir eine Antwort nach Freiburg im Breisgau postlagernd zu senden. Zuhause ließ ich mir natürlich hiervon nichts merken, und so verluden wir denn nach Schluß der Messe und fuhren über Schaffhausen nach Freiburg. Schon auf der Reise benutzte ich jede Gelegenheit, über meine schmerzende Hand und meinen in der That kaum noch erträglichen Zustand zu klagen, weil mir daran lag, den Prinzipal schonend auf meinen Austritt vorzubereiten. Als wir in Freiburg angekommen waren, erklärte ich, ich hielte es nicht mehr länger aus und müsse sogleich einen Arzt konsultieren. Berg machte zwar ein langes Gesicht, mußte mich aber gehn lassen, da er einsah, daß ich so doch nicht weiter arbeiten könnte. In der Klinik, wo schon verschiedene Patienten warteten, wurde ich von einem Arzt gefragt, was mir fehle, und dieser zeigte sich, als ich ihm meine Hände vorwies, über den interessanten Fall äußerst erfreut. Er rief einige Kollegen herbei, führte mich hinter eine spanische Wand, und dort mußte ich den Herren die Geschichte meiner Verletzung durch die Löwen ganz ausführlich erzählen. Die Herren sagten, es sei die höchste Zeit, daß ich komme, und sie wollten mich operieren. Zu diesem Zwecke überbrausten sie erst meine linke und dann meine rechte Hand an den schon weiß gewordenen Stellen mit Äther, bis sich eine Kruste Eis auf der Haut bildete, und begannen dann zu schneiden und mit einem scharfen Vössel tief im Fleische herumzuwühlen, bis sie allen Eiter, der sich an dieser Stelle gesammelt hatte, herausgeholt hatten. Dann verbanden sie mich sehr sorgfältig und gebrauchten

dabei so viel Watte und Bandage, daß meine Arme weit vom Körper abstanden. Sie sagten mir, ich sollte nur nicht verfehlen, am nächsten Tage wieder zu kommen. Nun ging ich wieder nach der Bahn, wo die Wagen inzwischen angekommen waren, und wo nun ausgeladen werden sollte. Der Prinzipal sowie die Haushälterin und deren Töchter waren von meinem Publikum wenig erbaut, aber mit meinen verbundenen Händen konnte ich nur bei ganz leichten Dingen zugreifen und mußte mich im übrigen darauf beschränken, den Musikanten Anweisungen zu geben. Am andern Morgen ging ich wieder in die Klinik, wo meine Wunden untersucht und neu verbunden wurden. Dabei versprochen mir ein paar Ärzte, mich in unsrer Bude zu besuchen. Wirklich stellten sich auch zwei von ihnen am Sonntag Nachmittag zur Vorstellung ein. Bei dieser Vorstellung machte ich meine Dressurnummer mit verbundenen Händen, was äußerst spaßhaft ausgesehen haben muß.

Bei der Abendvorstellung wollte ich meine Peitsche nehmen, um mit dem Bären zu arbeiten. Da erfuhr ich, daß Berg vorher die Löwen hatte züchtigen wollen und sich dazu meiner Peitsche bedient hatte, die dabei zerbrochen war. Da ich natürlich ohne Peitsche nicht in den Käfig gehn konnte, nahm ich die Peitsche Fräulein Marthas. Als ich mit meiner Nummer fertig war, machte mir diese in Gegenwart des Publikums Vorwürfe, und zwar in einer Weise, daß ich vor Staunen sprachlos war. Darüber kam Berg herein und sagte mir in barschem Tone: Wenn Sie nicht gleich zur Parade kommen wollen, so können Sie gehn! Ich drehte mich auf dem Absatz um, rannte in die Fleischkammer, zog meinen roten Frack aus und warf ihn in eine Ecke. Da fiel mir aber ein, daß der nächste Tag ein Montag wäre, wo die Verteilung der Trinkgelder vom Sonntag erfolgte. Da ich für meinen Teil auf etwa sechs Mark zu rechnen hatte, schien es mir nicht ratsam, diese fahren zu lassen. Ich nahm also meinen Frack wieder auf, zog ihn an und ging, als sei nichts vorgefallen, zur Parade hinaus. Dort arbeitete ich in gewohnter Weise und ließ mir nicht das geringste merken. Am nächsten Morgen stand ich zeitig auf, erledigte meine Arbeit und ging auf die Post, wo ich denn auch einen Brief aus Bern vorfand, worin mir Direktor Bucher in der liebenswürdigsten Weise schrieb, unsre Differenzen sollten vergessen sein, und man würde es gern sehen, wenn ich wieder bei der Menagerie einträte. Ich sollte deshalb am Mittwoch nach Mülhausen im Elsaß kommen. Ich ging nun mit gehobnem Gefühl zu unsrer Bude zurück, scherzte mit den Musikanten, die gerade beim Reinemachen waren, und erhielt beim Frühstück meine sechs Mark in den üblichen Kupfer- und Nickelmünzen. Als ich das Geld in der Tasche hatte, sagte ich zu meinem Prinzipal: Herr Berg, was Sie gestern gesagt haben, ist heute richtig, ich gehe! Er war zunächst völlig verdutzt und begann dann in einer unglaublichen Weise zu schimpfen, um so mehr als ich ihm vorrechnete, daß er mir noch siebenzig Mark an rückständigem Lohn schuldig sei. Er hatte die edle Dreistigkeit, mir den alten roten Frack mit vierzig Mark anzurechnen, die dieser vielleicht vor zehn Jahren einmal gekostet hatte, und da ich einsah, daß ich mein Geld doch nicht erhalten würde, machte ich ihm den Vorschlag, er solle mir zehn Mark zahlen, womit ich zufrieden sein und nach Hause fahren wollte. Nach langem Hin- und Herreden rückte er denn auch endlich zehn Mark heraus, zog aber ungefähr fünf Mark für das von ihm ausgelegte Invalidengeld wieder ab. Ich blieb den Montag und Dienstag über noch in Freiburg, ging in die Klinik, besichtigte eine Anzahl Geschäfte auf dem Messplatz und verfehlte nicht, mich als „Publikum“ während der Parade vor Bergs Bude zu stellen.

(Schluß folgt)

